

Kommunalverbänden, dem Ammontarwert Werseburg und der Reichsbahndirektion Halle gemeinsam getragen. Das geplante Wasserwerk wird wahrscheinlich zwischen Eilenburg und Döben erbaut werden, doch befindet sich das ganze Projekt noch in der Schwebe.

Aus Stadt und Land.

In Vorahnung des Todes. In Genf leitete der Komponist und Musikdirigent van Hove, der sich seit längerem leidend fühlte, ein Konzert. Während des Konzerts befiel ihn plötzlich ein Unwohlsein. Van Hove hatte wohl die Vorahnung seines Todes, denn er befohl seinen Musikern, einen Trauermarsch anzustimmen. Diese weigerten sich jedoch, an dem Festabend dieser sonderbaren Idee Folge zu leisten. Van Hove bestand darauf und gab den formellen Befehl, die Noten zu verteilen. Kaum waren dann die letzten Töne der Trauermarsche erklingen, als der Taktstock seinen Händen entglitt und der Dirigent tot zu Boden sank.

* Der Militärhistoriker und Geschichtsmaler Professor Karl Hensel ist im Alter von fast 67 Jahren in Dresden verstorben.

Volkswirtschaft.

Die Arbeitslosigkeit nimmt weiter zu. Die Zunahme der unterstützten Arbeitslosen hat sich auch in der zweiten Hälfte des Monats Dezember fortgesetzt; die weitere Steigerung ist zu einem großen Teil auf die kalte Witterung, im übrigen auf Konjunktur-Einflüsse zurückzuführen. In der Arbeitslosenversicherung betrug die Zunahme der Hauptunterstützungsempfänger in der Berichtszeit 31 v. H. gegenüber 28,2 v. H. in der Zeit vom 1.—15. Dezember und 27,9 v. H. in der Zeit vom 16.—30. November. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger stieg von rund 1 300 000 auf 1 702 000, das ist um 402 000. Am 31. Dezember 1927 wurden in der Arbeitslosenversicherung rund 1 188 000 Hauptunterstützungsempfänger gezählt. Die diesjährige Zahl übersteigt somit die des Vorjahres um 514 000 oder um 43 v. H.

Kirche und Schule.

† Ein „Heiliges Jahr“. Dem Beispiele Leo XIII folgend hat Papst Pius XI. in einer Bulle anlässlich seines 50 jährigen Priesterjubiläums ein außerordentliches „Heiliges Jahr“ verkündet, das bis Ende Dezember dieses Jahres dauert. Die Bulle beginnt mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit der Dankagung an den allmächtigen Gott in einem so glücklichen Augenblick. Von Gott sei eine wohlwollende Unterstützung zu ersehen, damit alle, und besonders der Klerus, die Mission empfinden, für die Ausbreitung des Glaubens tätig zu sein. Für das „Heilige Jahr“ erteilt der Papst unter den üblichen Bedingungen einen vollkommenen Ablass. Die Bulle sieht ferner für die Bischöfe gewisse Ausnahmerechte für die Erteilung der Absolution vor.

Berliner gewinnen 100 000 Mark.

Glücklos 390 848.

Der Hauptgewinn der vierten Klasse der jetzt laufenden Preussisch-Süddeutschen Lotterie von 100 000 Mark, der am letzten Ziehungstage gezogen wurde, ist nach Berlin gefallen. Der Gewinn fiel auf die Losnummer 390 848. Da dieses Los in den beiden Abteilungen in Ahteln gespielt wird, erhält jeder Losbesitzer nach Abzug der vorgeschriebenen 20 Prozent bar 10 000 Mark ausbezahlt.

Geheimrat Dietrich Schäfer †.

Geheimer Rat Professor D. Dr. phil. et. jur. Dietrich Schäfer ist im 84. Lebensjahre in Berlin verstorben.

Seit 1921 lebte der Mann in Berlin-Steglitz in Ruhestand, um den jetzt ganz Deutschland trauert, der große Historiker Dietrich Schäfer, wohl einer der größten deutschen Geschichtsschreiber und der eigentliche Erbe Heinrich von Treitschkes.

Heinrich Schäfer, am 16. Mai 1845 in Bremen als Sohn eines Arbeiters geboren, war erst mehrere Jahre Volks- und Mittelschullehrer. Dann studierte er in Jena, Heidelberg und Göttingen Geschichte. In Heidelberg war er Schüler Treitschkes, von dem er den Grundriß seiner Geschichtsschreibung übernahm die Vereinigung objektiver, historischer Darstellung mit wahrhaftem Patriotismus und starkem, politischem Gegenwartinteresse.

Schäfer war nach Beendigung seiner Universitätsstudien zunächst Gymnasiallehrer in Bremen. Im Herbst 1877 berief ihn die Universität Jena auf den neugegründeten Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte. 1878 siedelte er als ordentlicher Professor nach Breslau über, 1888 nach Tübingen, 1896 nach Heidelberg, und seit 1903 lehrte er an der Universität Berlin.

Seine großen Werke, in erster Reihe außer der „Geschichte der Hanse“ die „Deutsche Geschichte“ (1910), die „Weltgeschichte der Neuzeit“ (1907), das „Leben Bismarcks“ (1907) und die „Geschichte Dänemarks“, sind dank seines volkmäßigen Stils in vielen Auflagen verbreitet.

Professor Schäfer wurden zahlreiche Ehrungen zuteil. Er war Geheimer Rat, Professor, Doktor der Theologie, Doktor der Philologie und der Rechte. Er war unter anderem Ehrendoktor der theologischen Fakultät Berlin, Ehrendoktor der Universität Groningen. Noch an seinem Geburtstag überreichte ihm Oberbürgermeister Dr. Neumann die goldene Denkmünze des Lübecker Senats. Freunde ehrten ihn mit einer Dietrich-Schäfer-Stiftung für Studierende der vaterländischen Geschichte.

Während des Weltkrieges wirkte Schäfer in Wort und Schrift in nationalem Sinne auf das deutsche Volk ein. Er ist der Begründer des „Unabhängigen Aus-

usses“ gewesen und schrieb zahlreiche Broschüren, deren eine den Titel führt: „Wie wurden wir ein Volk, wie können wir es bleiben?“

Am heutigen Dienstag wird er auf dem Dahlemer Friedhof beigesetzt. Erschüttert folgt Deutschland seinem Sarge.

Ernst von Wildenbruch.

Zum 20. Todestage am 15. Januar.

Wildenbruch ist ein Enkel des Prinzen Louis Ferdinand. 1845 wurde er in Beirut in Syrien geboren, verlebte als Sohn eines preussischen Generalkonsuls seine Knabenzeit in Athen und Konstantinopel. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Offizier, trat aber bald in den Juristenstand über, war seit 1877 im Auswärtigen Amt tätig und starb nach seinem Abschied am 15. Januar 1909 in Weimar. Das ist kurz der Lebensgang des Dichters Ernst v. Wildenbruch.

Als Dichter ist er eine eigenartige Erscheinung. In einer Zeit, wo alle dramatische Gestaltung zum Naturalismus und trassen Realismus drängte, erglänzte Wildenbruch im helligen Feuer klassischer Dramen, merkannte nur die Gestaltung historischer Stoffe und konnte trotz aller Begabung und trotz allen begeisterten Pathos die klassische Zeit nicht wieder erwecken.

Von den unzähligen Dramen Wildenbruchs lebt heute eigentlich keines mehr. Man kennt noch „Die Luigows“, „Die Karolinger“, „Die Rabensteinerin“, vielleicht „Die Haubenkerche“, alles andere seiner Dramatik, unzählige Stücke sind versunken, nur dem Literarhistoriker bekannt. Viel lebendiger ist Wildenbruchs lyrische und erzählende Begabung geblieben. In manchen Dichtungen erreicht er poetische Höhen, auch im Balladenton ist er stark. Sehr feinsinnig sind eine kleinen Erzählungen und Novellen, die man auch heute noch zur Hand nimmt. Vortrefflich versteht es Wildenbruch, Kinderschiedsale zu zeichnen. „Kindertränen“ und „Das edle Blut“ legen Zeugnis dafür ab. Packend ist die Heroerzählung: „Claudias Barten“ und anmutig die zierliche Künstlergeschichte aus Alt-Hellas „Der Meister von Tanagra“.

Aus all diesen Geschichten leuchtet der prächtige Mensch Wildenbruch. Ja, wer mit dem Dichter in persönliche Berührung kam, der wurde von den menschlich hervorragenden Eigenschaften dieses Mannes so ergriffen, daß aus Liebe zu solch einem glänzenden, gütigen, wohlthätigen Charakter auch die Beurteilung der Werke sich zugunsten Wildenbruchs verschob.

Nur der Erzähler ist für die Gegenwart noch vorhanden, der Dramatiker hat nichts gegeben, das den Klassikern gleich läme oder sie überragt hätte. Die realen und sozialen Motive moderner Künstler blieben stärker. Wildenbruch fand mit diesen keine Verbindung, er wollte sie auch nicht, darum zog er sich an seinem Lebensabend in das stille, klassische, verträumte Weimar zurück. Dort war die Heimat

Roman-Beilage

Bobsinen

Ein Sportroman von Ingrid von Wechmar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

Neuntes Kapitel.

Doch der Kleine hatte sich nicht getäuscht.

Die Schwester war sofort nach ihrem Zusammenstoß mit dem Bruder auf ihr Zimmer gegangen. Sie hatte sich zu sehr über den Bruder geärgert. Mußte er denn immer Krach machen?! Ihr tat der Kleine leid in seiner Gutmütigkeit, die der Lange verspottete.

Sie hatte sich auf diesen Abend gefreut; brachte doch der Besuch des Kleinen wenigstens etwas Abwechslung in die Einsamkeit des vorwinterlichen Landlebens.

Und dann, sie gestand es sich offen: Der Kleine und seine bloße Anwesenheit versetzten sie in eine Stimmung, die sie bisher nicht gekannt hatte. In seiner Nähe fühlte sie sich geborgen. Er strahlte eine Ruhe und Zuverlässigkeit aus, die in so doppelt deutlichem Gegensatz stand zu der ewig zänkischen und besserwissenden Art des Bruders.

Die Schwester hatte nicht einschlafen können. Ihr Zimmer lag nach vorn heraus, und von untenher aus der Diele hörte sie von Zeit zu Zeit die Stimme der beiden am Kamin. Die nörgelnde, näselnde Stimme des Bruders, und dann wieder die ruhige, entschuldigend beschwichtigende des Kleinen.

Der Lange mochte dem Kleinen schön zusehen, jetzt, wo die beiden allein waren. Immer wieder ertappte sie sich beim Aufhorchen bei dem Gedanken an den Kleinen.

Aber von den Worten war nichts zu verstehen.

Wieder lauschte sie.

Und nun plötzlich ein Moment des Schweigens, tiefer noch, so wollte es ihr scheinen, als die übrigen, ziemlich häufigen Gesprächspausen. Und dann, mitten hinein in die lastende, drückende, eisige Stille die messerscharfe, Saß an Saß reihende Stimme — der Kleine!

Wieder verstand sie nur Bruchstücke, aber soviel war sicher: Dort unten hatte es eine Auseinandersetzung gegeben, die ernster war als die kleinen Plänkereien der letzten Stunden. Und als sie dann wenige Minuten später den Schritt des Kleinen auf der Treppe und dann im langen Gang nach der anderen Seite zu gehört hatte, als kurze Zeit darauf das leise summende Geräusch des Motors unter ihrem Fenster zu ihr heraufdrang, als sie — hinter den Vorhängen verborgen — den Kleinen, nur vom Diener geleitet, vor das Schloß treten, in den Wagen steigen und in die Nacht hinausfahren sah, als das Singen des Motors immer ferner klang, bis es sich ganz verlor, sank sie auf dem Rande ihres Bettes zusammen.

Heiße Tränen stiegen in ihr auf, Tränen des Zornes über ihren Bruder, der diese furchtbare Szene und ihre Folgen heraufbeschworen, der all die zarten Fäden, die sich herüber und hinüber zu spinnen begonnen hatten, durch seine rohe, rücksichtslose Manier vielleicht für immer zerrissen hatte.

In ihrer Aufregung hatte sie gar nicht gehört, daß der Lange längst schlafen gegangen war. So glaubte sie ihn denn noch immer vor dem Kamin in der Diele und beschloß, ihn sofort aufzusuchen, um sich Gewißheit zu holen, daß sie richtig vermutet hatte.

Von der Treppe aus sah sie in den noch immer erleuchteten Raum. Aber nur der alte Diener stand vor dem Kamin und räumte Gläser und Zigarren zusammen. Der Bruder war nicht mehr zu sehen.

Die Schwester eilte vor die Tür seines Schlafzimmers. Von drinnen heraus klang das tiefe Atmen des Schlafenden, und trotzdem klopfte sie an.

Nichts rührte sich, und erst ihr mehrmaliges Klopfen ließ den Lagen in die Höhe fahren.

„Was ist denn los?“

„Ich muß dich sofort sprechen!“

„Jetzt mitten in der Nacht? Nein, mein Kind, leg' dich mal recht schön schlafen und störe andere Leute nicht. Wird schon nichts so Wichtiges sein.“

Und am Herumwerfen auf die andere Seite merkte die Schwester, daß weitere Versuche, den Bruder zu einer Aussprache zu bewegen, vergeblich sein würden.

So begab sie sich denn auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett. Schlafen konnte sie nicht. In ihrem Innern jagten sich die Gedanken, rüttelte der Zorn an ihr über den Bruder, der auch eben wieder gezeigt hatte, wie rücksichtslos er sein konnte.

Aber auch der Lange konnte nicht sofort wieder einschlafen. Mußte ihn auch die Schwester gerade jetzt stören, wo er den Aerger einigermaßen heruntergefressen hatte und eingebuddelt war?! War ja auch zu dumm gewesen, die Geschichte mit dem Kleinen. Konnte er denn ahnen, daß der gleich so haushoch einschnappen würde? Diese Art Leute fühlten sich immer gleich auf den Schlipps getreten, waren empfindlich und witterten hinter jedem Wort eine Nichtachtung ihrer hohen Persönlichkeit.

Donnerwetter, konnte der Kleine offiziell werden! Der Lange gestand es sich, daß er einen ordentlichen Schrecken bekommen hatte, als der Kleine seine Rede angefangen hatte. Ließ ihm ja nicht einmal Zeit, ein paar entschuldigende Worte zu sagen, so schnell war er verschwunden. Wäre an sich auch zwecklos gewesen, denn der Kleine sah nicht so aus, als ob er sich durch einen ausgleichenden Scherz zurückhalten ließe.

War auch besser so. Jedenfalls würden ihm die dummen Gedanken, die er etwa wegen der Schwester hatte, endgültig vergangen sein.

Dämlich war die Geschichte immerhin. Würde sicher einigen Staub aufwirbeln im Bobsfahrer-Verband. Aber das war schließlich auch egal. Brauchten ihn ja nicht wieder auszuwählen zum Vorsitzenden bei der nächsten Generalversammlung. Sollten ihm nur kommen, die dummen Kerle. Fehlte ihm gerade noch, sich von diesen Leuten belehren zu lassen. Lieber verzichtete er auf die „hohe“ Ehre, ihr Vorsitzender zu sein.

Und doch drängte sich aus seinem Unterbewußtsein die Erkenntnis an die Oberfläche, daß er sich dem Kleinen gegenüber doch recht schofel benommen hatte. Unwürdig eines Edelmannes war sein Betragen gewesen, das hatte ihm der Kleine ja auch gesagt. Und mit Gastfreundschaft hatte sein Verhalten auch nicht das geringste zu tun gehabt, auch das hatte ihm der Kleine, wenn auch nur versteckt, vorgeworfen.

Ein toller Kerl war er doch eigentlich, sich so vorbeizubenehmen! Und während er dies dachte, mußte er schon wieder lächeln und zugleich denken, daß man ihn eben nicht mit demselben Maß messen durfte wie die anderen. Und diese Entschuldigung gefiel ihm so, daß er fast fröhlich darüber einschliefe.

Zehntes Kapitel.

Hinter dem mit Briefen, Zeitungsausschnitten und Korrekturen überladenen Schreibtisch saß die breite Gestalt des Schatzmeisters. Soeben war wieder ein großer Pack Briefschaften vor ihm abgeladen worden, und etwas ungeschicklich sah der Breite auf die Berge vor sich, die der Ordnung harren.

Gründlich, wie er nun einmal war, ging er ans Sichten.

Da entdeckte er unter den Briefen ein schon äußerlich wichtig anmutendes Schriftstück, das von der Hand des Kleinen Sportwarts stammte.



„Reißt denn die Arbeit im Verband in diesen Vorweihnachtstagen überhaupt nicht ab?“ Schon wollte er ärgerlich den ungeöffneten Brief zur Seite legen, als ihn ein ahnendes Gefühl zwang, den Umschlag aufzuschlitzen.

Seiten um Seiten, mit der Hand eng beschrieben, fielen ihm entgegen. Gewohnheitsgemäß las er aus der Mitte ein paar Worte, stupste, las ein paar Sätze vorher und fing dann doch richtig an, von vorn zu lesen.

Das war ja eine schöne Geschichte. Verdammte noch mal! Mußte denn der Lange immer Unfrieden stiften? Wie oft hatte der Schatzmeister schon vermittelnd eingreifen müssen, wenn sich der Lange irgendwo wieder einmal festgerannt hatte. Und nun diese neue dumme Sache! Noch dazu kurz vor der Meisterschaft, wo der Zusammenhalt im Vorstand mehr als notwendig war.

Der breite Schatzmeister mußte sich eine Zigarette anzünden. Bedächtig klopfte er sie zwischen Daumen und Zeigefinger auf der Tischplatte lose, strich mit der flachen Hand den herausfallenden Tabak vom Tisch, schob die Zigarette in die Eisenbeinspitze und entzündete sie. Ordnungsliebe in jeder Bewegung. Pünktlichkeit auch in diesen kleinen Dingen, wie im Leben sonst.

Was sollte er nur machen in dieser unangenehmen Geschichte, in der ihn der Kleine zur Vermittlung anrief. Das war alles nicht so einfach, wie es sich der Kleine dachte. Der Breite hatte seine Erfahrungen mit dem Langen in diesen Dingen. Nur zu leicht saß man selbst mitten drin in einem Krach, den die immer begütigende Art des Breiten unter allen Umständen vermeiden wollte.

Aber was nützte das?! Er mußte eben einmal wieder seine Kunst im Friedenstiften zeigen, denn er konnte den Kleinen gerade jetzt nicht im Stich lassen, der, von anerkanntem Sportgeist getragen, geschrieben hatte:

„Ich hätte unter anderen Umständen mein Amt zur Verfügung gestellt, aber die bevorstehende Meisterschaft verbietet mir diesen Schritt. So hoffe ich denn, daß sich

der Lange bei mir entschuldigen wird, womit ich die Sache als erledigt betrachten will.“

Ein famoser Kerl war er doch, der Kleine, das mußte auch der Lange einsehen. Die Frage war nur, ob der sich auch entschuldigen würde, ob ihm nicht in dem Entschuldigungsbrief wieder ein paar Sticheleien unterliefen, die zu neuerlichen Komplikationen führen mußten.

Das Beste war schon, er ließ sich den Brief schicken, und gab ihn nur weiter, wenn sein Inhalt die Sache aus der Welt schaffte.

Der Schatzmeister war kein Mann von langsamer Ausführung einmal gefaßter Entschlüsse. Vorsichtig, unter Vermeidung jeglicher Worte, die neuen Zündstoff in die Angelegenheit tragen konnten, schrieb er an den Langen und erhielt zu seinem nicht geringen Erstaunen schon nach wenigen Tagen einen an den Kleinen gerichteten Brief des Langen, in dem dieser — wenn auch nur so nebenher, aber der Gutmütigkeit des Kleinen genügend — diesen um Entschuldigung bat.

Und als die ersten Floden fielen, war der Friede im Vorstand wenigstens äußerlich wiederhergestellt.

Elftes Kapitel.

Der rundliche Major steckte die Pfeife in Brand. Mit einer verächtlichen Bewegung warf er das Streichholz in Richtung Papierkorb, dann setzte er sich vor den Schreibtisch.

Nun konnte die Geschichte losgehen. Rennungen waren ja reichlich genug eingelaufen zur Deutschen Meisterschaft; wenn nun auch sonst alles klappte, konnte man mit dem Erfolg zufrieden sein.

Lange Wochen des Aergeris lagen hinter ihm. Was hatte es allein für Mühe gekostet, bis die Bahn so weit fertig war, daß man sie dem Sportwart des Verbandes übergeben konnte. Wie oft hatte Tauwetter, wie häufig neuer Schneefall alles wieder zerstört, was in tage- und wochenlanger Mühe aufgebaut worden war! Und wie unzufrieden war der kleine Sportwart gewesen, als er vor acht Tagen hier in Schierstädt plötzlich erschienen war, um die Bahn abzunehmen. Der sonst so liebenswürdige kleine Kerl hatte ordentlich böse ausgesehen, als er die Eisenbahnturbe besichtigte, die — das Sorgenkind aller Führer und aller Verantwortlichen — auch in diesem Jahre wieder nicht so recht gelingen wollte. In sportlichen Dingen verstand der Kleine nun einmal keinen Spaß; damit mußte man sich abfinden, wenn man auch sonst nicht gewöhnt war, sich von anderen irgend etwas sagen zu lassen.

Und der Major fand sich damit ab. Er hatte sich in den langen Jahren, in denen er des Schierstädter Klubs Generalsekretär war, daran gewöhnt, auf die Wünsche der anderen ohne Widerspruch einzugehen. Wenn sie zur Ausführung kamen, machte er doch, was ihm paßte, und kümmerte sich nicht darum, was die anderen wollten.

Mit ein paar hastigen Griffen holte er sich die eingegangene Post heran. Telegramme, Karten, Briefe, lauter Schriftstücke, die die Meisterschaft betrafen. Verdammte, auch ein paar eilige Sachen waren darunter!

„Ja, hat denn nicht ...? Da sollte doch gleich der Teufel dazwischen fahren!“

Wo steckte denn das dämliche Frauenzimmer wieder?!

Der rundliche Major stand auf; mit kurzen, hastigen Schritten eilte er zum Klingelknopf und drückte ihn, aufgeregter, vier-, fünfmal hintereinander.

Das Sekretariat des Klubs war in einem der großen Lushotels untergebracht. Hier wohnte auch der rundliche Major, und hier fanden die offiziellen Veranstaltungen des Klubs statt.

Nach einer Weile erschien ein Kellner des Hotels.

„Wo ist die Sekretärin?“

„Ich weiß nicht!“ Etwas unwillig kam die Antwort heraus; man schätzte ihn nicht sehr.

„Dann suchen Sie das Mädel. Soll sich sofort hierher schießen!“

Als die Gesuchte nach einer Viertelstunde erschien, hatte sich der Major in einen solchen Zorn geredet, daß er ganz blaß geworden war. Die kleinen stechenden Augen blinzelten wie wild, nervös stocherte er mit einem Bleistift in der Schagpfeife, und wütend riß er Schubfächer und Schranktüren auf, um sie mit Gepolter wieder zuzuschlagen.

„In des Dreiteufelsnamen, wo stecken Sie ...!“

„Ich hatte ...“

„Ich habe Sie nicht gefragt, was Sie hatten, ich will wissen, warum die Telegramme hier nicht erledigt sind. Wer hat telephoniert, wo ist die Kennungsliste, wo sind die Stoppuhren hingekommen? Ja, glauben Sie, ich habe Sie zum Spaziergehen engagiert? Schnell sollen Sie arbeiten, noch schneller! Lieber schnell und falsch, als langsam und auch noch falsch!“

Die Sekretärin fing zu schluchzen an.

„Ich habe die ganze Zeit über wie ein Pferd gearbeitet, letzten Abend bin ich vor neun Uhr aus dem Sekretariat weggekommen, nichts ist Ihnen recht gewesen, alles war immer nur falsch. Ich bin so nervös, daß ich ...“

„Was? Nervös? Ja, denken Sie, ich bin nicht nervös? Junges Ding und nervös! Was soll ich denn da sagen! Sie haben zuviel freie Zeit, sonst würden Sie über der Arbeit die Nerven vergessen.“

Und als die Sekretärin heftiger weinte: „Los, los, aufhören mit der Heulerei! Ran an die Arbeit, hinsetzen, Stenogramm: ...“

Und dann wirbelte eine Flut von Briefen, Karten und Telegrammen, Antworten und Anfragen auf das arme Wesen herunter, daß Nerven, Tränen und alles andere gar keine Zeit fanden, sich zu melden. Im wilden Tempo des Diktierens tobte der Generalsekretär den Zorn aus, der sich seit der Anwesenheit des, wie er ihn nannte, „kleinlichen“ Sportwarts in ihm aufgespeichert hatte und den er an der Sekretärin ausließ, weil er keinen Weg sah, ihn über den Kleinen auszuschütten.

Nach einer Stunde sah der Major auf die Uhr: „Uebertragen Sie jetzt die Sachen in die Maschine. Ich muß zur Bahn, den langen Grafen abzuholen. Um acht Uhr bin ich wieder hier, bis dahin muß alles fertig sein.“

Während sich im überheizten Bureau die schwächliche Sekretärin über die Maschine beugte und mit verweinten Augen Zeile um Zeile des umfangreichen Stenogramms noch einmal las, ehe sie mit zitternden Fingern die Tasten der Maschine in Bewegung setzte, trat der Major in kurzer Jacke, die Mütze auf dem kalten Schädel, aus der Hotelhalle in den klaren Winterabend. Einen Augenblick sog er mit weitgeöffneten Nasenflügeln die wunderbare Luft ein, dann begrüßte er den Kleinen etwas zu höflich, der den Hotelschlitten zum Bahnhof ebenfalls benutzen wollte, um die mit dem Abendzug in Schierstädt ankommenden Bobmannschaften zu empfangen.

Das helle Geläut der Pferde mischte sich mit dem leisen Gleiten der Kufen über den verharrschten Schnee. Duster standen die schneeverhangenen Tannen gegen den Abendhimmel, der über den langsam ansteigenden Bahnhofsbau in kälteverheißendem Gewölke herüberleuchtete.

Auf dem Bahnhof herrschte lebendiges Treiben. Vor dem Stationsgebäude stand die Schar der Hotelschlitten, auf dem Bahnsteig gingen einzelne Kurgäste auf und ab, die gekommen waren, Bekannte abzuholen, oder auch nur dem lebhaften Hin und Her zuzuschauen, das die Ankunft eines Zuges in einem Kurort mit sich bringt.

Vor dem Gepäckraum standen ein paar Bobs, die von den Mannschaften vorausgeschickt worden waren, um zum Training rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Auch der Schlitten des Kleinen war mit dabei; direkt von der Fabrik hatte er den Bob hierherkommen lassen, nachdem er ihn in den Tagen vor Weihnachten in Schlesiens Bergen ausprobiert hatte.

Da stand er nun, der prächtige Schlitten, wie ein gefesselter Riese, in Holz und Tüchern verpackt, die Kufenschützer unter dem spiegelblanken Kufenstahl, mit unwidelter Steuerfäule, deren Steuerrad der Kleine vorsorglich im Koffer mit sich führte, um es vor Beschädigungen zu schützen.

Da stand er nun und wartete auf den Tag, da er seiner Bobbestimmung zugeführt werden sollte, auf den Tag, da er unter der Hand des Kleinen durch die Kurven brausen sollte, um nach dem Lorbeer zu greifen, der am Ziel dem Sieger winken würde.

Eigentlich wollte sich der Kleine gleich daran machen, den Schlitten zu untersuchen, um zu konstatieren, ob nicht doch durch den Transport Schäden entstanden waren, die in der bobtechnisch erfahrenen Schmiede von Schierstädt repariert werden mußten.

Doch dann besann er sich und wandte sich ab. Heute war ja für ihn ein Freudentag. Heute kam der Lange hier an und mit ihm, der rundliche Major hatte es ihm verraten, die schlank, raffige Schwester, des Langen Bobsine in den Tagen der Deutschen Meisterschaft.

Und all die Träume, die der Kleine seit seinem schlesischen Besuch und dessen unrühmlichen und wenig erinnerungswürdigen Ausgang geträumt hatte, all die Sehnsüchte auf ein Wiedersehen mit ihr, sollten heute in Erfüllung gehen. Mit einem Schläge stand das jetzt alles wieder vor ihm, was in den letzten Tagen und ihrem Aerger über die mangelhafte Vorbereitung der Meisterschaft durch den rundlichen Major etwas in den Hintergrund gedrängt worden war: heute kam sie, und heute und in den kommenden Tagen würde er sie sehen, stündlich, sie sprechen, so oft er wollte, und ihre Hand halten, so lange er mochte.

Und als das Läuten des näher und näher kommenden Zuges durch den verschneiten Winterwald klang, als die Lichter der kleinen fauchenden Maschine um die letzte Kurve bogen und mit aufatmendem Verschlaufen die Räder stille standen, war der Kleine vor lauter Erregung so verfürzt, daß er wie geistesabwesend zum Gepäckwagen lief und den Bahnarbeitern zusah, die den Schlitten des Langen aus dem Wagen hoben. Der Lange selbst lehnte aus einem der niedrigen Fenster des kleinen Gebirgswagens und rief nun wohl schon zum fünftenmal und entsprechend gereizt: „Träger, he, Träger!“

Das weckte den Kleinen aus seiner Verwirrung. Das war doch die Stimme des Langen? Und richtig, da stand ja auch sie, strahlend, frisch, schlank und rank wie eine echte, richtige Bobsine.

Nun reichte sie dem Major die Hand und sah sich wie suchend um. „Ob sie mich wohl vermisst?“ In dem Kleinen stieg diese Frage hoch. Doch da hatte sie ihn schon entdeckt.

„Das ist ja famos, daß Sie mich abholen. Oder gilt Ihr Aufenthalt hier oben nur dem Langen und den vielen Schlitten, für die der Herr Verbandsportwart ein besonderes Interesse hat?“

Noch ehe der Kleine erwidern konnte, war der Lange zwischen sie getreten: „Das ist hier immer dieselbe Bummellei. Kein Mensch kommt, wenn man ruft. Die blödsinnigen Kerle von Hoteldienern stehen rum und kümmern sich um nichts. Guten Tag, übrigens.“

Der Major machte seine zuvorkommendste Verbeugung. Der hohe Herr schien schlecht gelaunt. Man konnte nie wissen, wie so etwas auslief. Und er hatte noch genug von seinem Aerger mit dem Kleinen.

Der reichte dem Langen die Hand, ein wenig verlegen und geniert; man sah sich zum erstenmal wieder seit jener Nacht in Schlesien, aber doch mit einer Offenheit, die da zu sagen schien: „Laß uns den alten Kram begraben.“

„Na, Sie Kleiner, immer noch beleidigt?“

„Laß das doch!“ Die Schwester trat zwischen den Kleinen und ihren Bruder.

Und dann ging man zu den Schlitten, voraus der Lange, etwas schlackig, wie beschwert durch die mächtigen Stiefel, über denen sich ein paar farbige Wollsocken rollten, den weiten, langen Mantel offen; neben ihm, immer etwas nervös, der Major, hastig trippelnd und auf den Langen einredend:

„Ich sage Ihnen, lieber Graf, ein paar Frauen sind hier, Frauen, fabelhaft einfach. Die kleine Baronin, die beim jungen Führer auf dem Bob sitzt, reizend, sage ich Ihnen. Wird Ihr Fall sein!“

„So...“ Und nach einer Weile: „Wie ist den die Bahn?“

„Blendend, großartig, der Kleine war sehr zufrieden. Ein paar Kleinigkeiten nur, sind schon erledigt. Alles ist begeistert.“

In einigem Abstand folgten die Schwester und der Kleine. Er trug ihr das Reçessaire und einen Mantel.

„Ueber die Geschichte von damals reden wir nicht mehr. Sie soll erledigt sein. Der Lange hat sich ja auch bei Ihnen entschuldigt. Er meint's immer gar nicht so, Sie wissen es ja.“

„Natürlich, natürlich.“ Der Kleine beeilte sich, zuzustimmen. Nur jetzt keine neuerlichen Debatten über diesen Fall. Sie war ja da, schritt neben ihm her in ihrer ganzen, herrlichen Weiblichkeit; nun war alles andere gleichgültig.

„Und wie ist die Bahn?“ Auch hier die Frage, interessiert, aber doch mehr ablenkend vom unbequemen Thema.

„Jetzt ist sie gut. Es hat aber viel Ärger gegeben, der Major hatte sich um nichts gekümmert; und das alte Loch in der Eisenbahnkurve war, wie in allen anderen Jahren, auf der gleichen Stelle, obwohl ich ausdrücklich um seine Beseitigung gebeten hatte. Aber jetzt ist alles in Ordnung“, fügte er wie zur Beruhigung hinzu.

Man verstaute sich im Schlitten, die Schwester und der Lange im Fond, der Kleine und der Major auf dem Rücksitz.

Mit kurzem Ruck zogen die Pferde den Schlitten von der festgeeiserten Stelle, dann ging es lustig klingelnd zu Tal. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die herrliche Winterlandschaft mit bläulichem Schein. Der Schnee in hohen Haufen zu beiden Seiten der Straße aufgeschichtet, glitzerte wie Millionen Diamanten, und ab und zu hörte man das Schnauben der Pferde, verwehte der heiße Dampf aus den Nüstern im Walde — sonst war alles still.

Und still hing ein jeder seinen Gedanken nach. Der Major überlegte, ob die „dumme Person“ mit ihrer Schreiberei fertig sein würde, wenn er jetzt nach Hause kam, der Lange sann darüber nach, ob die Baronin, von der der Major gesprochen, wirklich so schön sein würde, wie der sie geschikbert. Denn man konnte das bei dem Major nie wissen, der schnitt gern ein wenig auf.

Die Schwester freute sich über die köstliche Landschaft. Nun war sie doch noch mitgekommen, um mit dem Langen zusammen die Meisterschaft zu bestreiten. So recht hatte er eigentlich diesmal nicht gewollt, und war doch sonst immer so dafür gewesen, daß sie mit ihm fuhr. Aber, schließlich, was nützte ihm der ganze Widerspruch! Sie war eben einfach mitgefahren, und hindern konnte er sie ja doch auch kaum daran.

Der Kleine war überglücklich. Im matten Schein des Mondlichtes sah er sich gegenüber der Schwester sitzen. Die Sportkappe über dem reizenden Gesicht, den Mund ein wenig geöffnet, so daß die gesunden Zähne zu sehen waren. Und das pelzverbrämte Jachett ließ die Schlankheit und Klasse des sportgestählten Körpers ahnen, der ihm an der Bobbine immer besonders gefallen hatte.

Die Fahnen an den langen Stangen vor dem Klubhotel hingen müde herab. Es war eisig kalt. Trotzdem hatten sich einige Bobfahrer aus der wärmenden Hotelhalle auf die Freitreppe hinausgewagt, um den Verbandsvorstehenden gebührend willkommen zu heißen.

Der junge Führer war unter ihnen, und aus dem lebhaften Hin und Her der Rede erkannte man, daß auch der

lustige Berliner, des jungen Führers Bremser, mit unter ihnen stand.



„Hast dir auch 'ne Bierradbremse eingebaut?“
„Du hast wohl Angst? Fahr' ich dir vielleicht zu schnell?“

„Wohin willst denn du zu schnell fahren? Diebst ja schon bei der ersten Kurve auf der Nase!“

„Bei der Bahn...“ Geringschätzig zuckte der junge Führer die Achseln. „Nee, mein Lieber, die fahre ich mit einer Hand.“

„Sag' lieber: Mit einem Mund, das kommt der Wahrheit näher und schützt dich und uns vor Knochenbrüchen.“

„Du scheinst wirklich Angst zu haben. Die Bahn ist doch so leicht, die fährt ja jedes Kind.“

„Wenn du allrdings mitfahren darfst, mag das mit dem Kind schon stimmen. Aber sonst: Die Bahn ist schwer, schwerer als viele andere, vereist, kurvenreich und stark im Gefälle. Wir werden es ja morgen beim Training erleben, was für Zeiten gefahren werden.“

Die ersten Schlitten bogen um die Ecke. Gespenstisch wirkten die kleinen Laternen zu beiden Seiten über der mond hellen Straße. Dann glitt der eine aus der Reihe, hielt auf die Ausfahrt zu und stand, mit lautem Hallo und Bobheil begrüßt, vor der Freitreppe.

Der Major stieg als erster aus, ihm folgte der Kleine, der der Schwester aus Decken und Fußsack half. Elastisch sprang sie aus dem Schlitten, gemächlich kletterte der Lange hinterdrein. Im allgemeinen Händeschütteln und Begrüßen vergingen Minuten, in denen geschäftige Bobs Taschen und Mäntel an sich rissen und der Wirt vergeblich versuchte, seine Referenz anzubringen.

Doch dann machten sich die Ankömmlinge frei. Sie hatten eine weite Reise hinter sich und drängten nach Zimmer und Bad, um sich zu restaurieren.

Zwölftes Kapitel.

Die schlankte, exotische Baronin saß vor dem Toiletentisch. Das zarte Spitzengebilde, zu einem Kimono verarbeitet, umschloß ihre schlanken Glieder, rieselte am Stuhl herab und öffnete sich vorn ein wenig, so daß das runde, seidenbestrumpfte Knie hervortrug.

Die Baronin sah in den Spiegel. Sie wollte sich heute gar nicht so recht gefallen, obwohl sie nun schon über eine Stunde vor ihrem Ebenbild saß und all die tausend Kosmetike auf Stirn, Augen, Mund und Nase hatte wirbeln lassen, die in unübersehbarer Zahl, in Dosen und Flakons, auf ihrem Toiletentisch in genialer Unordnung umherstanden.

Heute war nun der Begrüßungsabend, der den Auftakt bildete zu den Tagen des offiziellen Trainings, zu der Kette der Feste bis hin zur Deutschen Meisterschaft. Heute sah sie die ganze Bobgesellschaft zum erstenmal wieder seit langer Zeit, einzelne sogar zum erstenmal in ihrem Leben. Heute mußte sie daher so tadellos sein, so jung und gepflegt erscheinen, daß sie von Anfang an gestiel und über die anderen triumphierte, die — sie hatte einzelne Damen schon flüchtig gesehen — „nicht sehr toll“ waren.

(Fortsetzung folgt.)

Nus der Heimat

Halbmonats-Beilage zur „Weißeritz-Zeitung“

Elend oder Eiland?

Stegfried Störzner, Dresden.

Als ich vor einigen Jahren in der Weißeritz-Zeitung einmal berichtete, was alte Urkunden von Elend bei Dippoldiswalde erzählen, habe ich nur ganz kurz hinweisen können, der Name des Dörfchens habe mit Not und Elend nichts zu tun, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sondern er sei hervorgegangen aus Eiland, ursprünglich Eyland und Eylandt. Damit sollte die einsame Lage des Dörfchens bezeichnet werden.

Es sei mir heute noch ein kleiner Beitrag zu den beiden Ortsbezeichnungen gestattet, da in einem Brief vom Jahre 1797 Ortseinwohner und Behörden hierüber in Meinungsverschiedenheiten geraten, die von der hohen Obrigkeit in Dresden geschlichtet werden müssen.

Man schrieb zwar schon vor 200 Jahren den Weiler „das Elend“ und „Bey dem Elendt“. So nachweislich 1727. Aber die Schreibweisen Eiland, Eyland, Eylandt sind doch noch viel älter. Sie blieben den Einwohnern des Dörfchens auch dann noch lieb und vertraut, als die Behörde längst den Namen „Elend“ anwandte. Auch im Dialekt erhielt sich die alte Form Elend. Die Bezeichnung Elend war und blieb den Leuten fremd und unsympathisch. Vielleicht erblickten sie damals darin eine Geringschätzung oder Herabsetzung ihrer lieben Heimat.

Da versuchten im Jahre 1797 der Vorwerksbesitzer Zimmermann und einige andere Bewohner des Dorfes, den alten Namen Eyland auch bei der Behörde wieder durchzusetzen. Aber vergeblich! Trotzdem sie bis zum Landesherrn gingen, wurden sie mit ihrer Beschwerde abgewiesen, nachdem sie schon vom Dippoldiswaldaer Amtmann Haase wegen der „nicht gestatteten“ Schreibweise Eiland, die sie wohl in einer Hausbausache und Grundstückserwerbung angewandt, eine scharfe Verwarnung erhalten hatten.

Die an den Kurfürsten gerichtete Beschwerde Zimmermanns und der Häusler von Elend über die Dippoldiswaldaer Beamten hatte folgenden Wortlaut:

„ . . . Auch,

gnädigster Herr!

unterwinden wir uns: Da wir auf die von dem Amtsinспекtor Johann Friedrich Zahn dazu gegebene Veranlassung von dem Beamten Moritz August Haase bey zu gewarten habender fernerer Verfügung gewarnt worden sind, nicht weiter Eyland für Elend zu schreiben, so bitten wir in tiefster Untertänigkeit, daß

uns fernerhin die uralte und richtige Benennung
Eyland zu schreiben gnädigst nachgelassen bleiben möchte.

Wir beharren in tiefster Ehrfurcht

Ew. Churfürstlichen Durchlaucht

ganz unterthänigste

Gottlob Zimmermann,

Christoph Berndt, mit geführter Hand,

Johann Gottfried Schramm . . .

Das Geheime Finanz-Collegium zu Dresden „findet das Gesuch wegen Verwandlung der Benennung Glend in Eyland für bedenklich“ und verfügt, die Ortseinwohner seien in diesem Sinne vom Amte zu be-
scheiden . . .

Es sei nur kurz erwähnt, daß der Verfasser der Beschwerdeschrift, Johann Gottlob Zimmermann, in dem oben genannten Jahre 1797 in den Besitz des Vorwerks Glend gelangt war. Es hatte vorher seinem Vater Johann Samuel und vor diesem George Zimmermann gehört. 1817 fand ich Johann Christian Bellmann als Vorwerksbesitzer von Glend in den Akten verzeichnet. Das genannte Besitztum war 1709/11 samt der Schäferei vom Kurfürsten aus wirtschaftlichen Gründen vererbt, d. h. veräußert worden. Diese „Vererbung“ hatte sich ziemlich lange hin-
gezogen.

Die alte Schreibweise Eyland fand ich auch in einem aus dem Jahre 1733 stammenden Aktenstücke des Hauptstaatsarchivs. Da verkaufte Bürgermeister Georg Friedrich Stéfign zu Dresden an Frau Bürger-
meister Dorothea Lohrmann von seinem „Freyguth Eyland“ drei auf diesem Besitz von Grund aus neuerbaute „Häusergen zur linken Hand, wenn man auf den Hof hineinfahret . . .“, mit 1 Scheffel 2 Meßen Ausfaat und 1 $\frac{1}{2}$ Scheffel Ackerboden zu einem Krautgarten und Grase-
fleckchen. Dazu das Recht, den Wiesenweg über die „Steinern
Creyß-Wiese“ zum Gehen, Fahren und Ochsentreiben zu benutzen. Der Kaufpreis betrug 180 Meißner Gulden.

Gleichzeitig werden vom Freigut „Eyland“ 30 Scheffel „Dippol-
diswalder Lehen Feld“, zwischen Glashütter und Reinholdz-
hainer Weg gelegen, zum Preise von 20 Gulden für den Scheffel, also um 600 Gulden verkauft. Den Biershank zu Glend aber behielt sich die Herrschaft vor . . .

Im Jahre 1800 verkaufte der oben genannte Vorwerksbesitzer Johann Samuel Gottlob Zimmermann von diesem Gute einen Teil der Felder und Wiesen zu Hausbauten und Gärten. Es waren besonders Maurer, Zimmerleute, Schneider und andere Handwerker, die sich damals hier ansiedelten. Jeder hatte im Jahre 4 Groschen Erbziins ins Vorwerk zu entrichten.

Den heutigen Namen Glend finden wir 1791 in J. C. Schurichs „Alphabetischem Verzeichnis aller im Churfürstentum Sachsen . . . be-
findlichen Städte, Aemter, Schlösser, Flecken, Rittergüter, Dörfer, Vor-
werke, Kirchspiele, Poststationen, Schäfereien, Mühlen, Schenken, Wästen Marken . . .“, mit den folgenden Angaben erwähnt:

„Glend, ein vormals Churfürstliches Forwerk nebst Schäferey

und Schmiede, mit etlichen Drescherhäusern, seit 1712 aber an verschiedene Besitzer verkauft . . ."

Es dürfte wenig bekannt sein, daß sich wenige Stunden von Dippoldiswalde einst noch ein zweites Dörfchen namens Elend gestanden hat und zwar unweit von Bärenstein auf der Höhe zwischen Müglitztal und Trebnitzgrund. Die vor etwa 90 Jahren erschienene Alte Kirchengalerie berichtet hierüber:

Neben Börnchen (bei Glashütte!) lag gegen Abend bis zum 30 jährigen Kriege ein kleiner Ort, das Elend genannt, der nur aus wenigen Häusern bestanden haben mag und durch die Verheerungen des Krieges gänzlich verschwunden ist. Seine Felder gehören jetzt zum Rittergut Bärenstein . . ."

An den Weiler erinnert noch „der Elendsteig“, ein Waldweg, der vom Bahnhof Bärenstein durch die Steilhänge des Müglitztales nach Kleinbörnchen hinaufführt.

Zuletzt sei nur noch kurz auf den böhmischen Grenzweiler Eiland bei Tysza hingewiesen. In einer Urkunde von 1662 fand ich ihn als Eyle erwähnt. Ende des 16. Jahrhunderts verzeichnet ihn Mathias Oeder auf seinem großen Kartenwerke des Kurfürstentums Sachsen als „Ellendt“. Er bemerkt bei dem Dörfchen u. a. „Conrads Deuerlings hamer (= Hammerwerk) in Ellendt.“

Also auch hier die gleiche Namensform, die unser Elend heute führt.

Allerlei aus der Vergangenheit von Dippoldiswalde.

Von den Gast- und Schankstätten Dippoldiswaldes im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die handschriftliche Locographia Dippoldi Sylvana von Mag. Amadeus Schmelz, Past. secund. in Dippoldiswalde, vom Jahre 1727 erzählt von den Gaststätten der Stadt: Es gibt 3 Gasthöfe. Unter diesen wird nicht unbillig der „Guldene Stern“ am Markte zuerst gezählt. Sonst hieß er der „Blaue Stern“ und vor alten Zeiten „zu St. Salvator“. Wir werden nicht irren, wenn wir dessen Erbauung noch unter die Mattyschen Stiftungen mit rechnen, weil die Wappen dieses Geschlechts am Tor eingehauen sind. Der gegenwärtige Besitzer, d. h. zur Zeit des Berichterstatters, ist H. Daniel Elemn, der auch als Viertelmeister damals tätig war.

Auf dem Obertorplatz befindet sich „der Hirsch“, bei dem die gewöhnliche Ausspannung ist. Er gehörte damals Frau Anna Marie Ufer.

Der dritte Gasthof endlich liegt in der Vorstadt nach St. Nicolai zu und ist Eigentum des David Lehmann. Es ist derselbe als das ehemals Neuenkirchisch gewesene Haus vor wenig Jahren ganz neu erbaut und ist bei der Gelegenheit durch Kgl. und Kurfürstlichen Befehl zur Freiheit, Gastung treiben zu dürfen, mit gelangt und im übrigen dieweil er gleich an den Brücken über der Weißeritz gelegen, auch ziemlich mit Gärten umgeben, vornehmlich in Sommertagen sehr plaisirlich situiert.

Schließlich haben wir noch die Brauhäuser mit zu berühren. Solcher sind zwei; doch wird nur eines, das am Rathause befindliche, eigentlich

gebraucht. Die Malzgerechtigkeit hingegen ruhet nicht nur auf des Rates, sondern auch auf anderen Privathäusern, gleichwie sonst die Brau- und Schenkgerechtigkeit, desgleichen Bier abführen zu mögen, ein jeder Bürger in der Stadt hat, also daß er sich, soviel er jährlich an Biere befugt und an Weine verzapfen kann, des Brauens, Bier- und Weinschankes gegen Entrichtung der Steuer, Pfannen- und Bottigzinses und Bodengeldes, auch des gehörigen Akzises nach Inhalt der Brau- und Schenkordnung, gebrauchen mag.

Der Pfarrer hat zwar das Recht, Freiberger Bier schenken zu dürfen, — jedoch das wird jährlich durch ein Aequivalent von zwanzig Talern vom Rate kompensiret.

Von der Stadt Dippoldiswalde und ihrer jetzigen Beschaffenheit. (1727.)

Zu unserer Stadt nun selber zu gelangen, so sind die Häuser darin nach Einführung der Generalaccise sehr verbessert, nicht weniger aber, sonderlich am Markte, ganz neu aufgeführt worden. Und ungeachtet außerhalb der Stadt sich etwa eine oder die andere wüste Stelle noch hervör tut, so sind es doch solche Plätze, derer schlechter Gelatz die Leute vom Bauen abhält. Die Bergwerke, die anihro mehrentheils annoch Silber-, Kupfer- und andere Erze liefern, nachdem sie lange geruhet, auch zum Teil nur von Privatpersonen wiewohl mit geringen success getrieben, sind vor wenig Jahren auf erlangte Hohe Gnade und Bergfreiheit von der gemeinen Stadt, soviel sich ihrer nämlich zum Bergbau verstehen wollen, reassumiert (d. i. zurückgenommen) worden und geben, da sie sich schon ziemlichermaßen selber verbauen, zur Ausbeute alle gute Hoffnung. Ehedessen ist das Tuchmacherhandwerk allhier in großem Flore gewesen, welches aber hernach die schweren Zeiten sehr vermindert haben. Dagegen sind noch die Töpfer glücklich, als derer Ware nicht nur im Lande wohl abgeht, sondern auch häufig nach Böhmen geführt und geholet wird. Die Fleischhauer und Bäcker handeln stark nach Dresden, welche letztere auch auf den benachbarten Dörfern guten Abgang haben. Ingleichen mangelt es den Weiß- und Lohgerbern nicht an profitabler Nahrung. So wissen ebenfalls die Fischer insonderheit ihre Forellen und Schmerlen mit Nutzen an den Mann zu bringen. Weiter sind die Steinbrüche considerabel, welche denen Pirnischen gar nahe kommen, nur daß sie härter auch zur Bildhauerarbeit nicht so süglich zu gebrauchen, und daraus vornehmlich die Mühl- und Schleiffsteine weit und breit in Menge verkauft werden. So haben auch Rat und Bürgerschaft ihre eigenen Holzungen, Fischereien (wäre zu wünschen auch wiederzuerlangende Niederjagden), insonderheit aber ein Vorwerk, welches vor alters von einem Herrn zu Wehlin erkauft worden, gestalt denn das sogenannte Boddigen, so sein eigenes Schloß gehabt, ehemals eben ein solches Vorwerk gewesen, so gleichmäßig durch Kauf an Rat und Bürgerschaft gekommen. Die zwei Jahrmärkte zu Quasimodogeniti und Laurentii, wie nicht weniger die Wochenmärkte, nebst dem Bierbrauen (da sonderl. ein stark- und wohlschmeckendes Weißbier nicht selten mit bereitet wird) und Salzmarkte, auch der Viehzucht geben der Stadt merklichen Zugang. So hat sie auch in der Fürstenschule Grimma eine Gnadenstelle vor jeglichen Knaben auf sechs Jahre frei.

(Fortsetzung folgt)

hal
bankl
ehen
figt
ngs:

fährt
Ge.
ngs.
nter-
irfs-
e bis

ffer-
esten
trag
den
burg
hat
Füh-
ein-
die
die
sind
falls
Die
nten

ti.
bahn-
lehten
glüde
a an
ellzug
in die
Fahr-

2
S

rich
hab
hab
sche
En
zeic

bez
und
der

und
wei
den
Be
sich
Le
ein

ein
der
zum
nac
„ni
und
hat
der
der